

Wie sah Christus aus?

Autor(en): **May, H.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 38

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

san aa wieder foa herob'n ... muaßt du umanandsteh' und faulenz'n?"

Er schloß in seinen Janfer und holte eine verrußte Mühe vom Nagel herunter.

„Kumm!“ sagte er zu Michel und ging voran zur Türe hinaus.

Der Seppel schaute ihnen nach.

„Hast'n g'hört?“ fragt er Xaver.

„Nix hab' i g'hört, und Saubuaab'n, de gar so vui hör'n und aufpaß'n, nimmt ma bei de Ohrwaschl, bei de windig'n ...“

Zwischen Lehrbub und Gefellen kommt es nie zu netter Vertraulichkeit.

Auf der Straße sagte Hallberger, nachdem er sich nochmal geräuspert hatte:

„Mei Frau ... de siehst scho an andersmal, und ... ah ... mei Tochta ... de bleibt net lang da, und wenn'st as net siehst, is aa'r a so.“

Michel merkte, daß er eine wunde Stelle berührt hatte, und nichts hätte ihn vermocht, noch eine Frage zu stellen, die dem alten Kameraden weh tun konnte. Er blieb stehen und suchte in seinen Taschen umständlich nach dem Tabak-

beutel und fand ihn lange nicht, und dann klopfte er seine Pfeife leer, obwohl sie kaum halb ausgeraucht war, und stopfte sie wieder, denn das gab ihm Zeit, sich auf was anderes zu besinnen.

„Wie geht's eigentli an Blenninger?“ fragte er.

„Guat. Wia's eahm allaweil ganga is, plagt und kummert hat den seiner Lebtag nix.“

„I kann mi no gut erinnern, wie er als Bua war. Staad und faul, und wenn mir g'spielt ham, hat er net mittun mög'n. Es is mir z' fad', hat er allaweil g'sagt.“

„So is er blieb'n. D' Lebhaftigkeit mag er heut' no net.“

Sie kamen im Sommerkeller an, der noch beinahe leer war.

Nur zwei Leute saßen neben der Schenke; der Martl und der Hansgickl, die es erfahren hatten, daß frisch angezapft war.

Hallberger und Michel setzten sich unter eine mächtige Linde, und als

ihnen die Kellnerin zwei überschäumende Krüge gebracht hatte, stießen sie miteinander an.

„So ... so ... also jetzt bleibst bei uns? I glaab, es hätt' dir nix Bessers eifall'n finna.“

„I bin froh über dös, Karl, daß i richtig dableib'n ko. Denn i hätt' eigentli net g'wußt, wo i sunst was find'n hätt' soll'n.“

Und Michel erzählte, wie er wohl vom ersten Tag an den Gedanken und den Wunsch gehabt, aber wie er sich's doch kaum gehofft habe.

Wie dann der Martin so brüderlich gewesen sei und ihm obendrein zu leichtem Verdienst geholfen habe, so daß er seinen Leuten nicht auf der Suppenschüssel hocken müsse.

Der Hallberger hörte ihm zu, und da fiel ihm ein, was er zuerst vom Staudacher als dumme Meinung gehört hatte, und was dann auf einem Umwege durch den ganzen Markt wieder als fest verbürgtes Gerücht zu ihm gedrungen war, daß der Michel Okwald sich in fernen Weltteilen als Sklavenhändler viel Geld zusammengekratzt habe und als steinreicher Mann heimgekehrt sei.

Da saß der schredhafte Mensch vor ihm und freute sich auf Arbeit und Wochenlohn. (Fortsetzung folgt.)

Wie sah Christus aus?

Von H. W. Man.

Es ist verständlich, wenn der Christ das Verlangen fühlt, sich über das körperliche Aussehen Christi zu vergewissern, und dieses Verlangen ist berechtigt von dem Augenblicke an, in dem sich Gott uns in sichtbarer, tastbarer und vorstellbarer Körperlichkeit offenbarte. Während das Judentum des alten Testaments seinen Jehova, der ihm nie als sichtbare und greifbare Menschengestalt erschienen war, auch nicht sichtbar als gemaltes Bild oder greifbar als Figur darzustellen vermochte, ändert sich das mit der Menschwerdung des Gottes in Jesu Gestalt.

Es kann dabei nicht auffallend sein, wenn sich die Bibel selbst über das körperliche Aussehen Christi ausschweigt,



Abb. 1. Christus als „Guter Hirte“ (Catechran Rom), 7. Jahrhundert, ein späteres Beispiel der griechisch-mythologischen Auffassung der Person Christi.



Abb. 2. Angebliche „Dornenkrönung“-Sarkophag im Lateran. Galt früher als die älteste Christusbildung.

denn ihr Sinn und Inhalt ist nicht die historische Begebenheit, sondern die reine Lehre. Es kann in diesem Zusammenhange nicht einmal beirren, daß uns auch sonst keine zeit-

genössische mündliche oder schriftliche Ueberlieferung über das Aussehen Christi überliefert ist, weil sich Christus Jesus Zeit seines Erdenwandels im Umkreise der jüdischen bilderfeindlichen Kultur bewegte und auch dem Judentum zunächst das Verbot jeder bildhaften, auch nur literarisch bildhaften Gottesdarstellung noch in Fleisch und Blut steckte. Das merkwürdige Dokument: „Testimonio“ in der Bibliotheca Vaticana, ein an den Senat in Rom gerichtetes Schreiben über Person und Aussehen Christi, angeblich von Pullius Ventulus, dem Vorgänger des Pilatus in Judaea verfaßt, ist als eine mittelalterliche, wenn auch äußerst geschickte und sicher auf besten Quellen fußende Fälschung festgestellt und kann hier nur als vergleichsweises Material gewertet werden.^{*)}

Zeitlich als nächstes Zeugnis steht die Chronik des erst 38 n. Chr. geborenen Geschichtsschreibers Iosephus Flavius, der sich aber an anderen Orten seiner Schriften als äußerst unzuverlässig erweist und daher keinen bedingungslosen Glauben verdient. Immerhin schildert er Christus im Aussehen eines Galiläers seiner Zeit und diese Behauptung hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, da nicht anzunehmen sein wird, daß Christus auffällig sich von seinen Landsleuten in Ansehen und Kleidung unterschieden habe. Besonders zwei Neuheiten lehren immer wieder: das mittellopfge geschnittene Haupthaar, das für Christus als Mitglied der Naziräer Sekte fakultativ gewesen ist, und der nach Landesitte in der Mitte geteilte Bart. Beide Kennzeichen erwähnt übrigens auch das „Testimonio“ und der im übrigen sehr phantastische Bericht des Mönches Maximus aus dem Kloster Watopeza des Berges Athos, der durch den großen Einfluß der Ikonographie des Berges Athos auf die spätere Kunstübung von Interesse ist.

Die künstlerische Darstellung Jesu begann in den Kreisen der christlich gewordenen Griechen schon sehr früh; aus den Kreisen der Judentum ist wohl mit gleichzeitigen bildhaften Gottesdarstellungen nicht zu rechnen. Aber diese Darstellungen der griechischen christlichen Künstler waren in künstlerischem Sinne griechisch-konventionell und zwar nach dem Vorbild der griechischen Philosophenbilder geformt und hatten, wie aus den Schriften des Kirchenvaters Eusebius deutlich hervorgeht, keinen Porträtcharakter. (Eusebius gest. 379 n. Chr. beschäftigt sich sehr eingehend mit diesen „heidnischen“ Christusdarstellungen.)



Abb. 5. Bildnisausschnitt aus dem Apfismosaik der Kirche des Lateran. 5. Jahrhundert. Sogenannter aszetischer Typus.

Auch die Katakombenbilder von der zweiten Hälfte des 2. bis zum 4. Jh. n. Chr. kommen hinsichtlich der Porträt-

^{*)} Vgl. Wer war Jesus? Authentische Mitteilungen eines Zeitgenossen Jesu. F. Roslowsky, Verlagsbuchhandlung, Dranienburg.

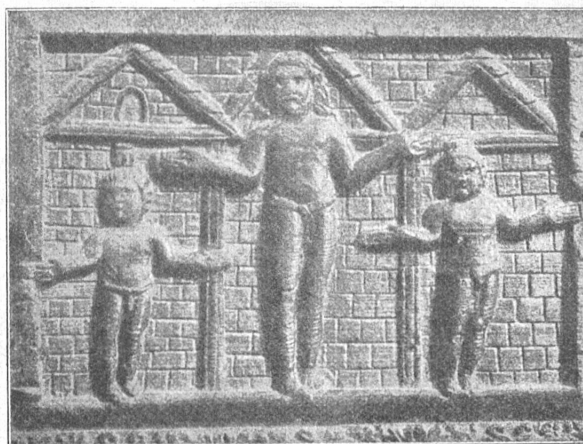


Abb. 4. Kreuzigung von der Holztüre von S. Sabina.

ähnlichkeit nicht in Frage. Sie entspringen meist gnostischen Vorstellungen und es war ja das vordergründige Bestreben der Gnostiker, die Lehren des jüdischen Christentums mit der Philosophie und der Kulturidee des Griechentums zu vereinen. So erscheint hier z. B. Christus aus dem Wesen der griechischen Mythologie heraus verstanden als „Guter Hirte“ in Personalvertauschung mit der späteren Orpheusauffassung, und der Lateran verwahrt eine spätere, aber für diese Darstellungsart besonders typische Figur Christi als „Guter Hirte“. (Abb. 1.)

Eine zweite Gruppe der Christusdarstellungen der Katakombenchristen nehmen die jugendlichen Darstellungsweisen ein. Ihr Ursprung ist aus dem rein gnostischen Vorstellungskreis verständlich. Die Gnostiker stellten sich das Jenseits als eine Stätte ewiger Freude vor. Das menschliche Alter war ihnen eine Zeit des Leids und der Bart wurde bei ihnen als Zeichen der Trauer getragen. Dementsprechend sind ihre Christusfiguren und Bilder durchaus von einem jugendlich heiteren und frohen, kräftigen und bartlosen Typus. Wenn schon die Gnostiker bald außerhalb der früh-

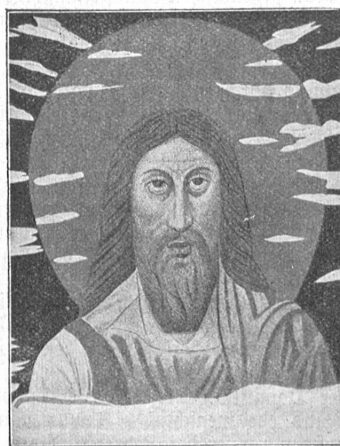


Abb. 6. Einer der Christusköpfe von S. Apollinare Nuova in Ravenna, die die Christusdarstellungen der abendländischen Kunst durch Jahrhunderte hindurch beeinflussten.

christlichen Kirche standen, so lebte doch ihre Vorstellungswelt unter den Katakombenchristen noch lange Zeit fort und beeinflusste deren künstlerische Tätigkeit. Als eine in ihrem Sinne gestaltete, aber in stärkerer Berührung mit dem rö-



Abb. 3. Christus und die Jünger, Mosaik in S. Aquilino in Mailand. Jugendlicher Christustyp.

mischen Kunstkreis geschaffene Christusbildung wäre die der „Dornenkrönung“ auf einem frühchristlichen Sarkophage im Lateranmuseum zu verstehen, wenn — die Bezeichnung „Dornenkrönung“ für das Werk zu recht besteht und es sich nicht um einen heidnischen, erst später christlicher Bestattung zu Diensten gemachten Sarkophag handelt, was wahrscheinlicher sein dürfte. (Abb. 2.)

In den gnostisch beeinflussten Vorstellungskreis gehört für die fernere Zeit auch das Mosaik von S. Aquilino in Mailand, das ebenfalls den jugendlichen, bartlosen Typ, aber bereits mit langem, wenn auch scheitellosen Haupthaar vertritt. (Abb. 3.)

Erst im dritten und besonders im vierten Jahrhundert tritt in den Christusbildungen wieder eine Aenderung ein, indem sich der bärtige, wirklichkeitsgemähere Typus, wie er durch alle Zeiten hindurch spottisch immer vorhanden war, sich wieder vordrängt, begünstigt und ermutigt durch die bei den römischen Kaisern jener Zeit wieder modisch gewordenen Bart. Ausschlaggebend war diese modische Barttracht der Zeit für das Wiederaufkommen des bärtigen Christustypus sicher nicht; der bärtige Typ des habitus galilaeus war und blieb neben dem jugendlichen Vorstellungstyp immer der historisch begründete. Es sei aber wahrheitsgemäß an eine weitere Ermunterung erinnert, die gerade im 4. Jahrhundert der bärtigen Christusbildung von Seiten der Kirche zuteil wurde, die damals durch ihre Kirchenväter die Ansicht vertreten ließ, daß es wider den Willen der göttlichen Natur sei, des Menschen Naturgestalt durch das Scheermesser in Willkür zu verändern. In diesem Vorstellungskreis verhält sich weiter die Kreuzigung an der Holztüre von S. Sabina, wenngleich nicht unbedingt, indem dort weder Haar- noch Barttracht dem galiläischen oder jüdischen Habitus, wenn auch wiederum nicht dem modischen Ideal der Entstehungszeit, entsprechen. (Abb. 4.)

Bedeutung an äußerer Ähnlichkeit und innerer Ausdeutung zugleich, vielleicht sogar durch die mündliche oder schriftliche Tradition und sicherlich durch den Text des Psalm 45/3 beeinflusst, ist die Darstellungswelt in der sogenannten Katakomba der Domitilla. Sie bringt einen wunderschönen, hoheitsvollen und edel-menschlichen Typus von Milde und Klarheit heraus, von einer der Lehre würdigen Hoheit. Der Domitillatyp ist der schönste und vielleicht der wahrheitsgemähe Christustypus der Frühkunst. Ähnlich, und dem Domitillatypus zugehörig, auch mit sorgfältig richtiger Haartracht und Barttracht versehen, ist der Christus in der Katakomba der Generosa (6. Jahrhundert). Verwandt, aber manierierter und gezielter ist der Typus des 5. Jahrhunderts aus der Katakomba des St. Petrus und des Marcellinus, in dessen Bereich das Christusbild aus der Apfisis der Laterankirche gehört. Man nennt den Typ mit geringfügiger

Berechtigung den „apzetischen“. Würde und Hoheit, aber auch eine starre Formalität kennzeichnen diesen Typus, der gleichwohl die Christusbildungen der italienischen Renaissance fast ausschließlich beeinflusst hat. Der realen und historischen Wirklichkeit entspricht hier die mittelgeschickelte Haartracht; der Bart, römisch geformt und ungeteilt, widerspricht ihr deutlich. (Abb. 5.)

Die byzantinische Formulierung mit ihren wirklichkeitsgemäheren Darstellungen übermitteln uns die beiden Christusbildungen in S. Apollinare Nuova (Abb. 6), wenn auch hier im Anschluß an die typische byzantinische Bartmode auf eine Teilung des Bartes verzichtet wird. Doch konnte gerade der Typus von S. Apollinare die spätere künstlerische Vorstellung fast für die ganze Welt und insbesondere für Europa entscheidend beeinflussen; in seiner Gefolgschaft treffen wir die beiden großen Christusmeister Raffael und Dürer u. a. an.

Manierterter aber im Äußerlichen überlieferungsgetreu ist der Christuskopf aus S. Gaudioso in Neapel, der sich im Sinne der Domitilla- und der Generosakatakomba verhält und darum hier als Beispiel aufgeführt werden soll und auch mit einem Christus der Bonzian-Katakomba vergleichbar wäre. Zwar ist hier die ganze Form hager und gestreckt, die Kopfbildung ganz ungaliläisch, aber es sei auf dieses Beispiel wegen seiner weitgehenden Uebereinstimmung mit dem nun folgenden bisher ältesten und porträtdeutlichsten Christusbild besonders hingewiesen. (Abbildung 7.)

Es scheint also bisher so, als ob dank der jüdischen Bild- und Bildnerfremdheit irgend eine authentische Christusbildung nicht auf uns gekommen sei und wir uns mit den kärglichen äußerlichen Tatsachen der Scheitel- und Barttracht nach galiläischem Vorbild begnügen müßten, wenn wir nicht einer apokryphen Pilatuslegende einige Bedeutung zubilligen wollten, die erzählt, daß Pilatus, mit dem Messiaschwinder Simon Magus konfrontiert, gesagt haben soll: Dieser ist nicht Christus! Christus hatte ein bräunliches Gesicht, leuchtende Augen und einen schönen Bart. Dieser da aber ist unbärtig, ganz schwarz und hat gespaltene Augenbrauen.

Nun aber brachte vor etwa 25 Jahren ein griechischer Händler mit anderen Altertümern aus Jerusalem auch einen etwa 11 Zentimeter hohen Mabafterkopf nach München, wo der bedeutendste Kenner der Antike, Prof. Ad. Friedländer, ihn sofort als einen Christuskopf aus dem ersten Drittel des ersten Jahrhunderts ansprach. Der

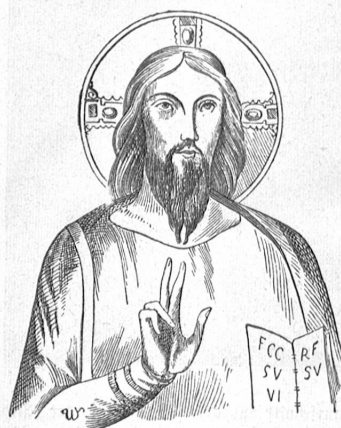


Abb. 7. Christuskopf aus S. Gaudioso in Neapel, edler, hagerer, aber wirklichkeitstgetreuer Christustyp.

Mabaister stammt aus Palästina oder Oberägypten, eine Fälschung ist völlig ausgeschlossen, die Zeitbestimmung hat allerhöchste wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich und

es handelt sich auch keinesfalls um die Darstellung einer heidnischen Gottheit. Nahezu 25 Jahre lang hat man den bedeutungsvollen Fund geheim gehalten und ständigen wissenschaftlichen Untersuchungen unterworfen, um sich den Vorwurf sensationeller voreiliger Maché zu ersparen. Nun, nachdem das wertvolle Zeugnis aller Kritik standgehalten hat, veröffentlicht Prof. Franz Wolter in einer klaren Publikation von aller Bescheidenheit den Fund, den man nicht länger mehr glauben verborgen halten zu dürfen. *)

In kurzer, auszugsweiser Beschreibung folgen wir dem Verfasser, der seine Arbeit mit wertvollem bildlichen Material unterstützt: „... Ein starkes künstlerisches Können, dem antiken Geiste entsprungen, ruht in der Verkörperung des edlen Kopfes, der nicht der Realität des Lebens entbehrt ... Eine absolute Ruhe strahlt dieses Antlitz aus, das von edelster menschlicher Würde und Größe spricht. In langen Strähnen, leicht gewellt, fällt das gescheitelte Haupthaar zu beiden Seiten bis auf die Ansätze der Schultern ... Die Augen blicken eindringlich, offen und klar. Kräftig sind die Wangen gebildet, unter denen der organische Bau des Schädels erkennbar ist. Die breite Stirne zeigt jene feinen Wölbungen und Senkungen, die man bei geistreichen Menschen beobachten kann. Die Nase weist an ihrer Wurzel eine leichte Einbuchtung auf, im Gegensatz zu antiken Götterbildern, wo die Stirne fast unmittelbar in gerader Linie in den Nasenrücken übergeht. In einer leichten Erhebung verläuft sie nach unten ... Ein kurzer, dichter, nach unten zu wenig geteilter Bart läßt das Kinn frei ... Der über der Lippe liegende Bart, der in denjenigen des Kinnes übergeht, läßt die weichen, schwellenden Lippen frei, die wie zum Sprechen leicht geöffnet sind ... Mit feiner Kenntnis des Anatomischen ist der breite Hals herausgearbeitet, an dem seitlich die Haarsträhnen über die Ohren, von denen nur die beiden ... Lappchen zu sehen sind, herabfluten ...

Dieser Jerusalem-Christus ist entstanden aus porträt-hafter Naturnähe, im Gefühl, sich des gebotenen Stoffes zu bemächtigen. Daher zeigt dieser Christus auch nichts Süßliches und Glattes ... im Gegenteil, er trägt Charakter. Der Plastiker mußte das gestalten, was er sah ...“

Wir müssen mit aller nur denkbaren Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Münchner Fund das älteste und authentischste Christusbild ist, das wir kennen. Seltsam stimmen die vermuteten Charakteristika mit diesen plastischen historischen Dokumenten zusammen. So dürfen wir uns mit Recht die wirkliche Erscheinung des Mensch gewordenen Gottesohnes im Sinne dieser Darstellung vorstellen. Die Frage also, wie Christus in Menschengestalt ausgesehen haben mag, scheint uns in diesem Funde weitgehend beantwortet zu sein.

Alle Kunst trägt die Gestalt ihrer Zeit. Inwieweit der Künstler von seiner Zeit beeinflusst worden ist, tut nichts zur Sache und kann die äußere Wahrheit der Darstellung nicht beeindrucken, die, künstlerisch betrachtet, ja nicht im Unbedingten an die Naturähnlichkeit der Darstellung gebunden ist.

Darum kann es sich für die ausübende Kunst unserer Zeit nun um eine Gebundenheit an dieses historische Dokument nicht handeln, denn jeder Künstler gestaltet sein „Gesicht“ innerlich und autonom. Für den Gläubigen kann der Fund keine Irrungen und Hemmnisse bereiten, weil die wahrhaft künstlerische und die wahrhaft gläubige Innenschau das gemeinsam haben, daß sie aller Realität entbunden sind. Darum auch kann dem so hochbedeutsamen Münchner Fund, wie dem ganzen Problem des Aussehens Christi, lediglich eine historische, keinesfalls aber eine religiöse Bedeutung beigemessen werden.

*) Wie sah Christus aus? Ein Jerusalemfund. Von Franz Wolter. Hugo Schmidt-Verlag, München.

Zum hundertjährigen Jubiläum des eidgenössischen Bettages.

Der eidgenössische Dank-, Buß- und Betttag in seiner heutigen Form, der alle Jahre am dritten Sonntag im September Protestanten und Katholiken in Dankbarkeit gegen Gott vereinigt, wird heuer hundert Jahre alt. Es war im Jahre 1831, als auf Antrag der aargauischen Tagessatzungsherren die Tagessatzung folgende Resolution faßte: „Die Tagessatzung spricht ihre lebhafteste Freude aus, daß im gegenwärtigen Jahre, wo göttliche Vorsehung so sichtbar über dem Vaterlande gewaltet und die drohenden Gefahren von demselben gnädig abgewendet hat, der nämliche Tag alle Eidgenossen in dankbarem Gebet zu dem Allerhöchsten vereinigen werde.“ Am 1. August 1832 beschloß dann die Tagessatzung in Luzern: „Der gemeineidgenössische Dank-, Buß- und Betttag soll künftig, und zwar mit dem gegenwärtigen Jahre 1832 angefangen, in allen Ständen der Eidgenossenschaft immer gleichzeitig am dritten Sonntag des Herbstmonats gefeiert werden.“ Zu jener Zeit verfaßten die hohen Obrigkeiten jedes Jahr eine Betttagsproklamation, ein Unfand, der uns vier Betttagsmandate aus der Feder von Gottfried Keller schenkte (1863, 1867, 1871 und 1872), die er als zürcherischer Staatschreiber zu verfassen hatte. Heute sind es die kirchlichen Behörden, die diese Proklamation erlassen.

Es wäre aber unrichtig, zu glauben, daß die Betttage erst 100 Jahre alt seien. Sie sind im Gegenteil recht alt, wurden allerdings im Mittelalter nicht regelmäßig und an einem bestimmten Tage gefeiert, sondern von den Regierungen je nach Bedürfnis befohlen, namentlich bei Teuerungen, Hungersnöten, Krieg, Seuchen u. So wissen wir, daß die bernische Regierung im Jahre 1481 erstmals einen Buß- und Betttag auf „Montag vor Alexii“ in „ansehen des harten, unzeitlichen wetters, das linder in allen landen gemein“, ansetzte. Die Feierbestimmungen waren überaus streng. Die Leute hatten sich bis zum Abend, Kranke ausgenommen, jeglicher Nahrung zu enthalten. Der Besuch des Gottesdienstes wurde überwacht. Einmal mußten im alten Bern sogar die „Feuerg'schauer“ die Leute zu den gottesdienstlichen Übungen aufbieten. In Basel wurde 1541 wegen der Pest monatlich ein Buß- und Betttag angeordnet, in Zürich 1550. Im Jahre 1572 forderte Genf alle protestantischen Kantone auf, im Hinblick auf die Hugenottenverfolgungen einen allgemeinen Betttag zu befehlen. Ein zweiter allgemeiner Betttag der Protestanten wurde am 2. November 1619 gehalten, in Zürich am 9. und 16. November wiederholt. Damals tobte der dreißigjährige Krieg und die Schweiz hatte allen Grund, zu danken, daß die Kriegsfurie das Land bis jetzt verschont hatte. Wenn wir noch weiter zurückgreifen wollen, so sei eine Chroniknotiz ¹⁾Abn Zehnder, dem bernischen Kirchenhistoriker, erwähnt, aus dem Jahre 1565 datierend: „In dessen hat eine hohe Obrigkeit mit ermangeln lassen, gottselige Verordnungen auszusprechen mit Buß und Glauben, dem erzürnten Gott in die Ruthe zu fallen, und seine Gnade durch Abwendung des Übels zu erleben. Zu dem Ende wurde alle Ueppigkeit verboten, hingegen die gottesdienstlichen Übungen vermehrt und so lehrten die Einwohner der Erde Gerechtigkeit.“ Alles Tadeln und Singen in den Gassen war streng verboten. Vom Festjahr 1577 schreibt Zehnder: „Dieser so große und schnelle Sterbend brachte einen großen Schrecken in das Volk zu Stadt und Land, also daß man sich in etwas demütigte vor dem erzürnten Gott. Auch wurden allenthalben gemeine Gebätt Tage gehalten“.

In Zürich brachte es 1638 Antistes Breitinger dazu, daß der Felix- und Regulatag zum alljährlichen Fast-, Buß- und Betttag erklärt wurde. Im Jahre darauf, 1639, ²⁾beschloß die in Aarau tagende Tagessatzung der reformierten Orte die Einsetzung eines jährlichen allgemeinen Bettages,